

EINLEITUNG

VON CAESAR, CICERO, AUGUSTUS, drei Männern aus dem alten Rom, die heute noch am ehesten im allgemeinen Gedächtnis präsent sind, handeln die biographischen Skizzen, die dieses Buch vereint. Von dem Mann also, der der römischen Republik den Todesstoß versetzte, dem, der Rom als Monarchie neu gründete, und schließlich auch dem, der verzweifelt versuchte, die überkommene Ordnung zu verteidigen, ohne es wirklich zu können, der darunter auf viele Weisen gelitten und der so viel darüber geschrieben hat; Reden, philosophische Schriften und nicht zuletzt eine Unzahl von Briefen, welche ihn uns über alle Distanz hinweg noch heute so nahebringen, daß man sich bei der Lektüre gelegentlich recht indiskret vorkommt.

Die Zeit, in der sie lebten, war sehr schwierig. Sie ist innerhalb der Weltgeschichte beispielhaft durch die Krise, die die römische Republik zu jener Zeit durchmachte, mehr als ein Jahrhundert lang, ohne sie recht wahrnehmen, analysieren, begreifen oder gar meistern zu können.

Die Zeitgenossen waren ganz und gar gefangen in der bewußt/unbewußten Überzeugung, daß die Ordnung, in der sie

lebten, die sie miteinander ausmachten, die sie geradezu *waren*, die rechte war. In ihr hatte Rom jahrhundertlang sicher gelebt, hatte es nahezu den ganzen Mittelmeerraum und noch einiges darüber hinaus erobert. Was hätte daran falsch sein sollen?

Doch funktionierte sie nicht mehr so recht. In der Regel wurde man damit gut fertig, doch wurde die Regel immer wieder durchbrochen. Cicero klagte, die *res publica* sei verloren (*amissa*). Was aber nicht hieß, daß sie dahin sei, sondern nur daß das, was man lebte, was man vermochte, was man war, nicht mehr dem genüge, was diese Ordnung verlangte. Sie versagte also. Sie mußte wiederhergestellt werden. Nur – wie?

Gewiß, große Krisen sind nicht gerade selten in der Weltgeschichte. Die Verhältnisse, in denen man miteinander mehr oder weniger gut ausgekommen ist, können aus dem Lot geraten. Man kann finden, wie die Dinge stünden, könnten sie nicht bleiben. Ein Krisenbewußtsein kann sich regen. Man sieht sich bedrängt. Es wird geklagt. Man findet sich nicht mehr zurecht. Der Boden unter den Füßen scheint unsicher zu sein. Wir kennen das. Der Ruf nach Reformen ertönt. Vielleicht steht gar eine Umwälzung, eine Revolution vor der Tür. Oder ihr Ausbruch wird erhofft; oder befürchtet. Oft ist ja auch die Zahl der durch die Mißstände besonders Benachteiligten, der Notleidenden groß, welche unruhig werden und auf die gestützt dann der oder jener neue Macht begründen könnte.

Allein, eigentümlich für die Krise der späten römischen Republik war, daß die, die die Zeche bezahlten, also die Menschen in den ausgebeuteten Provinzen Roms, machtlos waren. Daß sie von sich aus auch nichts ausrichten konnten. Es gab nichts, was sie in größerem Stil hätte aufrütteln, sich zu verbinden und zu militärischer Rüstung hätte veranlassen können; oder sofern es der Fall war, ließ es sich durch Roms Armeen erledigen. Die andern Notleidenden aber, die breite Unterschicht in der Stadt Rom, konnten zwar Unruhen erzeugen, man mußte einige Rücksicht auf sie nehmen. Sie gaben einen gewissen Resonanzboden für Agitation ab. Doch für nennenswerte Reformen, geschweige denn für einen Umsturz konnte sich auch auf

sie keiner stützen. Zu sehr waren alle eingebunden in das Herkömmliche.

Mithin fehlte es in der römischen *res publica amissa* an einer Alternative zur überkommenen Ordnung. Man befand sich in einer Krise ohne Alternative, und zwar für relativ sehr lange Zeit; für etwa ein Jahrhundert.

Was das bedeutet, läßt sich an der Geschichte der Neuzeit studieren, in der über eine längere Periode hin das Gegenteil der Fall war. Denn dort bildeten sich ja deutliche Alternativen heraus, im Bürgertum gegen das Ancien Régime, unter den Liberalen (mit der Zeit auch den Demokraten) gegen die Monarchien des 19. und frühen 20. Jahrhunderts und schließlich im Proletariat gegen das Bürgertum. Man drängte auf Reformen. Es kam zu Unruhen, Aufständen, eventuell gar Revolutionen. In der Folge wurden – zumindest verschiedentlich – die Staaten auf eine breitere Basis gestellt, es wurden auch die Gesellschaften neu integriert.

Jacob Burckhardt kann das Wort Krise dann sogar dazu benutzen, um damit die sich auflehrende Kraft selbst zu bezeichnen.

Da kamen also nicht nur neue Gedanken (und Reformideen) auf, sondern es kamen auch neue gesellschaftliche Kräfte zusammen, welche – vielleicht zunächst mehr unbewußt – einen fruchtbaren Boden bildeten, um immer neue Ideen darauf gedeihen, hervorrufen und tiefere Wurzeln treiben zu lassen, bis in das Verständnis der je eigenen Interessen, bis in die Mentalität hinein. Ganz neue Vorstellungen etwa vom Staat, seinen Aufgaben und Möglichkeiten kamen auf und festigten sich dank und innerhalb breiter Resonanz. Schließlich formierten diese Kräfte sich, um in das Geschehen eingreifen und wichtige Veränderungen erreichen zu können. Sie wuchsen zur Alternative heran.

Übrigens gab es Entsprechendes streckenweise auch im antiken Griechenland, in der Geschichte, welche zu Vorstufen der Demokratie und schließlich zur Demokratie selbst führten. Als sich in der frühen Republik breitere Kreise ihrer Bürgerschaft, die sogenannte Plebs, vereinten, um sich Instrumente der Mit-

sprache sowie Freiheitsrechte zu verschaffen, brachte auch Rom entfernt Ähnliches hervor. Doch ist dadurch das Adelsregime nur modifiziert (und stabilisiert) worden.

Hier wie dort, bei Griechen wie Römern, ging es darum, breiten Schichten in kleinen Gemeinwesen politisch mehr Geltung zu verschaffen; partizipatorisch bei den einen, im Sinne besserer Wahrung eigener Rechte bei den andern. Größere politische Einheiten dagegen ließen sich in der griechisch-römischen Antike nur von einem Zentrum her beherrschen; sei es von Monarchen, im Hellenismus etwa, sei es von einem in hohem Maße disziplinierten Adel wie in Rom. Über ganze Räume ließ sich ein horizontaler Zusammenhang breiterer Schichten, eine horizontale Solidarität nicht stiften. Die Disziplin aber im römischen Adel beruhte auf so komplizierten Voraussetzungen, daß sie am Ende hoffnungslos überfordert war. Wenn das Reich überdauern sollte – und das mußte es wohl, da in keinem seiner Teile handfeste Möglichkeiten gegeben waren, vom Ganzen abzufallen – konnte auf die Dauer also nur eine Monarchie weiterhelfen. Und das Erstaunliche war, daß in sie, und nicht zuletzt vermittels des Adels, eine Respektierung von Rechten der Bürgerschaft einmontiert wurde – so daß übrigens auch im Laufe der Zeit die römische Rechtswissenschaft sich zu einem imposanten Gebäude weiterentwickelte, ohne daß der Verlauf, den die europäische Geschichte dann nahm, so leicht nicht hätte zustande kommen können.

In all diesen Fällen (am wenigsten noch in dem der römischen Plebs), hat es einige Zeit gebraucht, bis sich die neuen Kräfte, welche dann als Alternative fungieren konnten, herausgebildet hatten; bis auf sie gestützt Neues hat begründet werden können. Insofern konnten – können vielleicht auch heute – Krisen ganze Phasen lang ohne Alternative bleiben. Zunächst zumindest.

Demgegenüber zeichnet sich diejenige der späten Republik dadurch aus, daß sie sich nicht nur über sehr lange Zeit erstreckt hat. Vielmehr kam hier etwas anderes hinzu: Es hat sich in dieser langen Zeit eben keine neue »gesellschaftliche« Kraft

herangebildet, die schließlich das Zeug dazu gehabt hätte, eine Alternative zum Überkommenen zu bilden. Kein Stand, keine Schicht kam dafür in Frage. Es fehlte jeder Ansatzpunkt dazu. Alle irgend Mächtigen waren mit dem Bestehenden zufrieden, und alle Unzufriedenen waren machtlos.

Stattdessen machte sich etwas anderes geltend: Die Republik, die die ganze Mittelmeerwelt erobert hatte, wurde mit einer Reihe militärischer Probleme nicht mehr auf herkömmliche Weise fertig. Sie konnte ihre Kriege nicht mehr mit ihren Bauern führen. Sie mußte Besitzlose zum Wehrdienst anwerben. Und ihre Feldherren mußten sich zugleich als Soldatenführer bewähren. Zumindest, wo es sich um größere Kriege handelte, entstand eine besonders enge Verbindung zwischen Feldherrn und Soldaten. Ansprüche wurden erhoben, welche für die Soldaten nach der Entlassung materielle Vorteile und für die Feldherren Machtgewinne durch größeren Anhang brachten. Und die wiederum ließen sie zu mächtig werden in den Augen eines Senats, dessen Funktion als oberstes Regierungsorgan, als Regulator auch eines Adelsregimes darauf beruhte, daß keines seiner Mitglieder zu mächtig wurde. So kam es zu verschiedenen schweren Konflikten, auch zu Bürgerkriegen, in denen die überkommene Ordnung mit der Zeit geschwächt und allmählich aufgerieben wurde – bis sie nicht mehr zu halten war. Das Grundmuster solcher Prozesse kennen wir ja: Die politischen und gesellschaftlichen Konstellationen etwa innerhalb eines Staates können sich derart zuspitzen, daß sich die Nebenwirkungen des Handelns verschiedenster Subjekte zu ganzen Abläufen summieren, die keiner von ihnen will.

Es spielte sich nicht eine Legitimitätskrise, aber ein Prozeß der Desintegration ab. Keiner der großen Feldherren der späten Republik, kein Marius, kein Sulla, kein Pompeius, allem Anschein nach auch kein Caesar wußte etwas anderes als die Republik. Aber es gab eben auch keinerlei Ansatzpunkte für Zweifel daran in breiteren Schichten – bis schließlich dem Augustus ein, nicht zuletzt aus der Zermürbung durch nahezu 20 Jahre Bürgerkrieg gespeistes, starkes Bedürfnis nach Frieden (und nichts

als Frieden) entgegenkam, auf dem er eine monarchische Herrschaft abstützen konnte; aber bemerkenswerterweise nur, indem er vorgab (und nicht nur vorgab), die Republik wiederherzustellen.

Man kann es auch anders ausdrücken: Es gelang den Römern lange Zeit nicht, Macht über ihre Verhältnisse zu gewinnen: Jene Macht, die es ihnen ermöglicht hätte, nicht nur in den Verhältnissen vieles zu tun, sondern eben diese Verhältnisse auch zu verändern, um besser mit allem Drängenden, allem Bedrohlichen fertig zu werden. Auch Caesar konnte das nicht – bei all der beispiellosen Macht in den Verhältnissen, die er gewonnen hatte.

Dergleichen hat man nicht gerne wahr. In der Regel wehrt sich der menschliche Stolz und ganz besonders jenes Bündel von Erwartungen dagegen, die man an den Staat und speziell auch an die Imagination des großen Mannes zu richten pflegt. So ergibt es sich aus der europäischen Geschichte; wir wissen nicht, wieweit das auch künftig so bleiben wird.

Jedenfalls hat es solche Krisen gegeben. Die späte römische Republik bietet vielleicht das beste, vermutlich sollte man sagen: das klassische Beispiel dafür. Es war zugleich eine Zeit, von der Jacob Burckhardt sagen konnte. »Was Wettkampf großer Persönlichkeiten betrifft, so ist diese Zeit die erste in der Weltgeschichte. Was nicht groß war, das war doch charakteristisch, energisch, wenn auch ruchlos, nach großem Maßstab zugeschnitten. Alles Große aber sammelt sich in der wunderbaren Gestalt Caesars«. Auch das macht diese Zeit so faszinierend.

In den hier vorgelegten Skizzen wird die Problematik an drei Biographien durchgespielt. Es kann ja nicht uninteressant sein, wie prominente Männer sich als Kinder einer solchen Krisenzeit entwickeln, bewähren oder auch (zumindest in vielem) scheitern. »Was man ist und was man sein muß in der Welt«, heißt es in Lessings Nathan, »das paßt ja wohl nicht immer«. Oder es paßt gerade doch. »Nicht jede Zeit findet ihren großen Mann und nicht jede große Fähigkeit findet ihre Zeit. Vielleicht sind jetzt sehr große Männer vorhanden für Dinge, die

nicht vorhanden sind«, schrieb Jacob Burckhardt. Jedenfalls sind Zeiten auch daraufhin zu untersuchen, was sie Persönlichkeiten an Entfaltungsmöglichkeiten und -grenzen bieten. Im Fall der Krise der römischen Republik liegt das besonders nahe – und hat sich das auf ganz außergewöhnliche Weise ausgewirkt.

Die Skizzen sind in den späten 1970er Jahren aus je verschiedenen Anlässen entstanden (Vorträge bei der Siemens Stiftung in München, im Bayerischen Rundfunk, an amerikanischen Universitäten). Gesammelt sind sie 1980 erstmals in der edition suhrkamp erschienen, auf Anregung von Siegfried Unseld. So, wie die Dinge damals standen, galt das Erzählen des Historikers, noch dazu das biographische, weithin als überholt. Ich wollte daher – das war meine zweite Absicht – an Beispielen zeigen, wie sich strukturgeschichtliche Fragestellungen gerade auch im Erzählen fruchtbar machen lassen.

Die Ausgabe ist seit einiger Zeit vergriffen. Jetzt hat sich der Franz Steiner Verlag dieser Skizzen angenommen, wofür ich ihm und nicht zuletzt Katharina Stüdemann, von der die Anregung dazu ausging, dankbar bin. Bei Steiner ist 1966 erstmals mein Buch *Res Publica Amissa* erschienen, auf das hier für das Verständnis der Krise der Republik verwiesen sei. Aufgrund weiterer Beschäftigung mit der Sache ist das Ganze überarbeitet worden. Manches ist weiter ausgeführt in meiner *Caesar-Biographie* (Berlin 1982 u.ö., zuletzt München 2004).

Für die Quellen zu Caesar ist auf Matthias Gelzers *Caesar-Biographie* (6. Aufl. Wiesbaden 1960) zu verweisen, entsprechend für Cicero auf dessen *Cicero-Biographie* (Wiesbaden 1969). Ein anderes Bild zeichnet Christian Habicht, *Cicero der Politiker* (München 1990). Für Quellen und Literatur zu Augustus ist Dietmar Kienasts *Augustus* (4. Aufl. Darmstadt 2009) heranzuziehen. Einen besonderen Hinweis verdient Jochen Bleicken, *Augustus* (Berlin 1998), Werner Dahlheim, *Augustus* (München 2010), das Gemeinschaftswerk Ralf von den Hoff/Wilfried Stroh/Martin Zimmermann, *Divus Augustus. Der erste römische Kaiser und seine Welt* (München 2014) und natürlich Paul Zanker, *Augustus und die Welt der Bilder*. (München 1987).

Zur Ordnung der Republik wäre jetzt vielleicht mein Aufsatz mit diesem Titel von Nutzen, der in Band 300 der Historischen Zeitschrift erscheinen soll.

Das Buch war in der ersten Auflage Alfred Heuß, Hans-Georg Pflaum und Friedrich Vittinghoff gewidmet. Zum Dank für vieles, nicht zuletzt für gute Freundschaft. Es möge dies auch in der vorliegenden Form sein.

München im September 2014